

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 7

Artikel: Die alte Salome
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die alte Salome.

Ein Sittenbild aus dem Bauernleben von Jakob Voshart, Rüsnacht.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Vom Kirchturm zu Altenau gellten ein paar unwirsche Schläge. Man merkte es am Klang der Glocke, daß der Sigrift es eilig hatte, und die Sorge um seine Ernte ihn mehr drückte, als die Trauer um den Kilian Bantli, den man eben der Erde übergeben hatte. „Das ist Musil genug für den ‚Höllenjunker,‘“ mochte er denken.

Die beiden Kirchtüren gingen knarrend auf und drehten sich mühsam in den Angeln. Durch die eine traten die Leidtragenden ins Freie, kenntlich an den dunkeln Kleidern, die in der brütenden Julisonne meist rötlich schimmerten; durch die andere drängte sich das übrige Leichengeleite, Leute, die Kilian ans Grab gefolgt waren, weil es so bräuchlich und wohlstandig ist, und sie selber einmal gerne vor einem stattlichen Zuge von der Welt Abschied nehmen möchten. Die Frauen in ihren grauen oder braunen Sonntagskleidern, hatten aber ihre Werktagsgesichter bei sich, und inwendig hausten ihre Alltagsgedanken; statt der Teilnahme im Herzen trugen sie sichtbar eine Art Trauerfährlein: die Weiber eine schwarze Schürze und die Männer ein dunkles Halstuch. Es waren meistens bresthafte, vom Uebermaß der Arbeit mißhandelte alte Leutchen, denn die rüstigen Arme und Hände waren draußen auf den gelben Aeckern beschäftigt, legten das Korn in Schwaden oder banden Garben. Die zerkrümmten Gestalten mit dem wackelnden Gange verloren sich rasch auf den Wegen und Pfaden und humpelten ins Feld hinaus ihren Gedanken nach. Die Leidtragenden dagegen blieben vor der Kirche im Schatten der Trauerweide in kleinen Gruppen stehen und plauderten miteinander; die Männer zogen die struppigen Cylinderhüte ab und fuhren sich mit den roten Taschentüchern über die Stirne, und die Frauen lockerten ihre Halstücher.

Aus der offenen Kirchtüre drangen nochmals hallende Schritte und über die Schwelle trat Stöffi, Kilians Sohn, der, wie es in Altenau Sitte ist, dem Pfarrer nach der Abdankung ein Silberstück in die Hand gedrückt hatte für den ‚Lebenslauf‘, für gespendeten Segen und wohlgemeinten Trost. Stöffi schritt breitpurig die drei oder vier Stufen der Treppe herab, den Hut noch in der Hand und mit dem nämlichen Gesichte, das er eben dem Geistlichen der Schieflichkeit wegen gezeigt hatte: mit einem Zug etwas verdächtiger Zerknirschung drin.

Stöffi war ein Bauer, wie die Arbeit bei Sonne und Biß, Regen und Schneegestöber seinesgleichen bildet: knorrig und eckig und hart. Auf etwas krummen, aber stämmigen Beinen saß ein gedrungenen Leib; zwischen den Schultern schob sich ein schwerer, sonnenverbrannter Kopf hervor, der immer vorgeneigt war, als hätte er etwas einrennen oder vor sich herstoßen müssen. Der

ganze Mensch schien von unbeholfener Hand aus einem Klotz gezimmert zu sein, mit ein paar wichtigen Artstücken bloß.

Er trat auf ein Grüppchen der Leidtragenden zu und sagte mit gewählten Worten: „Ihr werdet, denkt' ich, den Durst auf die Zunge und den Hunger in den Leib bekommen haben! Kommt mit mir nach Hause, meine Frau wird der Weil etwas zum Beißen zurecht gemacht haben! Ihr wißt ja, wie es gehalten wird!“

Die Angeredeten machten verdrossene Gesichter und sträubten sich: „Ich sollte heimgen bei dem schönen Wetter Ich habe am Morgen zu meinen Leuten gesagt, sie sollten auch für mich den Imbiß aufs Feld mitnehmen Wir haben heute drei Fuder Garben unter Dach zu bringen, Korn, schwer wie Blei, ich muß wirklich dabei sein!“ So redeten sie und noch anders, ließen sich aber schließlich doch bewegen, ihr Fühlerchen in Stöffis Stube zu laden, denn deshalb hatten sie ja unter der Trauerweide auf ihn gewartet.

Während Stöffi das eine Trüppchen auf gute Wege brachte, entfernten sich die andern langsam, so daß er jedem einzelnen nachlaufen und die nämlichen Einwände und Bedenken mit den nämlichen Ueberredungskünsten entkräften mußte. Das that er unverdrossen und willig, denn solches Benehmen dünkte ihn die rechte Lebensart: hätten sie seine Einladung ohne Umstände angenommen, er hätte gedacht, sie seien ein unverkämtes Geschmeiß: nur wer sein Essen durch redliche Arbeit verdient hat, darf die Füße ohne Umstände unter der Bauern Tische strecken.

Als Stöffi meinte, sein schwarzes Volk gesammelt zu haben und mit den Worten: „So kommt jetzt!“ den Weg nach seinem Heimwesen einschlagen wollte, trat eine große, vornübergebeugte Frau von etwa 65 Jahren auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel.

„Was willst, Mutter?“ fragte er.

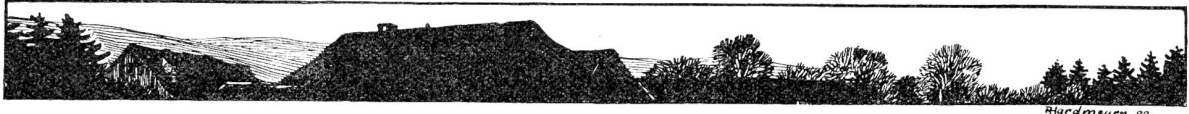
Sie trat etwas auf die Seite und winkte ihm, er solle zu ihr kommen. Unwillig folgte er dem Zeichen. „Was ist denn los?“ fragte er halblaut und hart.

„Dort geht der Mönchhofer Wetter, du wirst ihn doch nicht nüchtern nach Hause gehen lassen! Das hätte keine Art!“

„Wenn du ihn willst, so lauf' ihm selber nach!“

„Bei einem solchen Anlaß darf man einem nichts nachtragen!“

„Wenn du meinst, du habest die Leute zu laden, so hol' ihn!“ erwiderte Stöffi knurrig und trat zu den andern; bei sich dachte er: „Der Schelm hat mich vor zwei Jahren mit einer Kuh angeführt; für ihn wächst mir seither kein Wein mehr! Ich bin jetzt Meister im Haus!“ Er strich mit der Hand über Stirne und



Augen, um die Schatten, die sich darauf gelegt hatten, zu verschrecken, und sagte in munterem Tone zu den Gästen: „So kommt doch! Es ist in einer Stube jetzt alleweg besser als an der Sonne!“

Allmählich und zögernd setzte sich das Trüppchen Leute in Bewegung, wie ein ungeschmierter Karren. Voraus mit einigen Männern schritt Stöffli, breit und wuchtig, als hätte er mit dem Kopf für die andern gleich einem Schneepflug Raum schaffen müssen. Hinter allen ging mit langen und gemachten Schritten seine Mutter Salome und neben ihr Mädi, ihre Tochter und Kümmerli, deren Mann. Den quälte der Durst über die Maßen, war er doch Küfer; der Alten gemächliche Gangart regte ihn deshalb auf und er verließ sie unter einem unwahrscheinlichen Vorwand, um die Vordersten einzuholen. Statt seiner gesellte sich ein altes Männchen mit schneeweißen Haaren und sauber rasiertem Gesicht zu den beiden Frauen. Es war der Moosbrunner Better, der reichste der ganzen Verwandtschaft und auch der angesehenste.

Man verließ das Dorf und schritt auf einem vom Gras halb überwucherten Wege durch das Feld einem einsamen Hause zu, dessen Giebel man in der Ferne erblickte: er guckte aus einem kleinen Obstbaumwald hervor, der sich am Fuße eines Hügelns warm in eine Mulde eingebettet hatte. Das war der Hof, auf dem nun Stöffli Herr und Meister geworden, ‚Hell‘ oder ‚Höll‘ nannte man ihn, im Gegensatz zu einem andern, der oben auf dem Hügel lag und das ‚Paradies‘ hieß. Wie es zu gehen pflegt, machte sich der Volkswitz viel mit der ‚Hell‘ zu schaffen: die Altenauer nannten deren Bewohner nur die ‚Satane‘, das jeweilige Familienoberhaupt den ‚Höllenjunker‘ und die Straße, die vom Dorf nach dem Hofe führte, den ‚Teufelsweg‘. Kamen Fremde ins Dorf und hörten die unfreundlichen Benennungen, so gaben sie wohl den Altenauern zu verstehen, das sei nicht schicklich, bekamen aber die Antwort: „Wären's rechte Engel, so sagte man ihnen nicht die geschwänzten, und wäre der Bantli der Herrgott, so hieße er nicht der ‚Höllenjunker‘! Schaut euch die ‚Satane‘ selber an und dann kommt wieder und räsonniert! Sie sind grob wie Flegelholz und roh wie Galgenweg und wenn sie beten, meint unjereins, es sei geflucht!“ So schlimm war es nun nicht, aber der Volksmund ist nie ganz ein Lügenmaul und so auch in Altenau nicht: die Höllenjunker waren, so weit das Gedächtnis zurückreichte, ein grober Schlag; da man sie die Satane hieß, meinten sie wohl, sie müßten danach thun.

Auch der Teufelsweg verdiente am Begräbnistag des alten Kilian seinen Namen: heiß wie ein Prangerstein, verbrannte er fast das Schuhwerk und die Füße drin. Links und rechts davon dehnten sich Kornfelder, über denen die Luft zitterte und flimmerte wie ob einem Feuer. In der gelben, welken Fläche leuchteten da und dort die roten Kopftücher der Schnitterinnen gleich großen Klatschrosen herüber, oder blitzte eine Senfe in der Sonne auf. In der Nähe vernahm man den harten,

knackenden Schlag der Mähder, die scharf in die Halme hieben, und das Rauschen der hinstürzenden Frucht; manchmal auch kichernde Stimmen, deren Worte zum Teil in den Aehren und Halmen hängen blieben und, zusammengeflucht und aneinandergereiht, etwa gesagt hätten: „Seht doch den neuen ‚Höllenjunker‘! Hei, wie der ausschreitet! Und was für ein liebliches Gewackel von Engeln er hinter sich hat! Etwas ruhig sind sie zwar, und unter den hohen Hüten könnten leicht Hörnlein stecken und Schweife unter den langen Rockschößen!“ In solch loses Geschwätz fuhr dann immer eine scheltende Stimme: „Ihr dunstigs¹⁾ Unfläter! Bückt den Rücken und rührt die Sichel statt der Zunge!“

Keiner klang es zuweilen aus der Ferne: Da hob ein Jauchzer in den höchsten Tönen an und senkte sich in lustigen Sprüngen in die Tiefe, und war er verhallt, so antwortete ihm ein anderer, und die beiden, die so freudig in die leuchtende Luft hinausgeschrien, mochten sich wohl kennen und vielleicht auch wohl leiden.

Auf all das achteten die Leute, die der ‚Hölle‘ zustrebten, nicht, sie hatten mit ihrem Durst oder mit ihren Gedanken zu schaffen, feuchteten sich mit der Zunge die Lippen an und sparten die Worte. Auch zwischen den dreien, die weit hinter den andern zurückblieben, kam kein rechtes Gespräch in Gang. Die alte Salome und ihre Tochter hatten ein paar Worte über die letzten Tage des Verstorbenen gewechselt und gingen dann schweigsam nebeneinander her; der Moosbrunner Better, der regeren Geistes war, hätte gerne mit der Alten über ihre Lage und ihre Zukunft gesprochen; aber vor Mädi mochte er es nicht thun und so schwieg auch er eine geraume Weile. Schließlich drängte ihn die Neugier doch, die Alte auszuforschen, und er sagte: „Nun bist du eine Witfrau geworden, Salome“.

Sie, ohne vom Wege aufzusehen, erwiderte: „Ja, ich bin nun eine Witfrau.“ Sie sagte das so felsam, gleichgültig und doch mit etwas bebender Stimme, daß der Better sonderbar berührt wurde und sie von der Seite ansah, um auf ihrem Gesichte zu lesen, wie sie es etwa meinte. In dem aber war es schwer zu buchstabieren: das zeugte nur von der Vergangenheit: von Arbeit und Sorgen, von Sorgen und Arbeit. Es war ganz runzelig, kein glattes Fleckchen war mehr darauf. Und die Augen verrieten auch nichts von ihren Gedanken, sie richteten sich schief nach dem Boden, den Füßen anderthalb Schritte voraus, nach der Stelle, wo der Karst oder die Hacke etwa hätten einschlagen müssen, wenn sie just in ihrer Hand gewesen wären.

Runzelig und zusammengeschrumpft wie ihr Gesicht und verknöchert und verrostet wie ihr Leib mußte ihre Seele sein von dem täglichen Einerlei der Gedanken und Beschäftigungen und Sorgen. So wenigstens dünkte es den Moosbrunner. „Da sieht man, wie man alt wird,“ dachte er. „Wem wäre es vor vierzig Jahren eingefallen, daß die lustige Salome einmal so aussehen würde. Es ist mir, ich höre sie jetzt noch singen und

1) Donner's.



lachen und schwätzen, fröhlich und . . . ja, ja, das ist nun lange her.“ Und er sann an die Vergangenheit, und etwas tauchte in seiner Erinnerung auf, an das er lang, lange nicht mehr gedacht hatte, nämlich, daß er sie einmal gerne sah und um sie gefreit hätte, wenn nicht der Wetter Höllenjunker ihm zuvorgekommen wäre. „Sähe sie auch so aus, wenn sie mich genommen hätte? Niemand hat damals begriffen, warum sie gerade in die ‚Hell‘ heiratete; aber es ist eben seltsam mit dem jungen Volke, es hat keine Augen! Jetzt wär’ sie auch noch keine Witib“

Es fiel ihm ein, daß er zu Haus eine ‚Alte‘ habe, die von solchem Sinnen nicht sonderlich erbaut gewesen wäre, und er steuerte sein Gedankenschifflein in das erlaubte Fahrwasser zurück. „Was denkt sie jetzt? Warum ist sie so still? Sollte ihr Kilians Tod so nahe gehen? Oder sieht sie den Weg so steif an, weil sie fühlt, daß es diesmal ein Weg zur wahrhaftigen Hölle ist?“

So schritten die drei schweigend dahin. Da erkannte Mädi im einen Acker ein paar Bekannte aus der Jugendzeit, die sie schon lange nicht mehr gesehen hatte; denn sie wohnte mit ihrem Maune in Niederwyl, wohl drei Stunden von Altenau entfernt. Sie stand still und fing an, mit den Leuten zu plaudern, denkend, sie werde die beiden Alten immer noch einholen.

Da lockerte der Wetter seiner Neugier die Zügel: „Hat der Kilian auch für dich gesorgt, Base?“

Das eine Wort warf sie aus ihrer steinernen Ruhe und es war, als ob ein Schmerz sie durchzuckte. Noch machte sie ein halbes Duzend Schritte, wie eine Maschine, die ja auch nicht gleich anhalten kann, stand dann still und sah ihren Wetter an: „Ja, für mich gesorgt! Wer sorgt für eine alte Frau! Gesagt hat er’s freilich ein paar Mal, aber er hat eben immer noch gehofft.“

Sprach’s und setzte ihren schweren Gang wieder fort, etwas lebhafter als zuvor.

„Das ist nicht recht von ihm“, sagte der Moosbrunner. Aber er war gar nicht erstaunt über den Bescheid, er wußte, wie es in bäuerischen Verhältnissen zugeht — und da ist kein Unterschied zwischen Hölle und Paradies: man lebt vierzig vollgemessene Jahre zusammen, teilt Müß’ und Not und, wenn es Gott beschert, auch ein bißchen Freude, zieht Kinder auf, in denen beider Blut ist, schluchzt miteinander, wenn der Todesengel eines der Kleinen würgt; und geht dann nach langem mühseligen Zusammenwandern eines auf ewig von dannen, so gilt seine letzte Sorge nicht dem andern, sondern den Nachkommen: „Werden sie’s auch machen können? Herrgott, laß sie nicht zu armen Tagen kommen! Laß es ihnen besser ergehen als mir!“ So sorgt man, und die Fragen: „Wird meine Frau auch zu essen haben in den Tagen, die ihr noch bleiben? Wird der Stöffli zu ihr sein, wie es recht und billig ist? Wird die Sohnsfrau sie nicht aus dem Hause treiben?“ tauchen nicht oder nur schüchtern auf: der Sterbende zählt die alte Salome schon halb zu den Toten und er

sagt sich: „Kann es etwas geben, was sie nicht schon durchgemacht hat? Sie wird sich mit der ‚Jungen‘ zanken, aber wir haben uns ja auch gezankt und sind daran nicht gestorben! So lange sie arbeitet, wird sie auch zu essen haben, und kann sie die Hände oder Füße nicht mehr rühren, nun, so wird sie’s machen, wie ich jetzt: sie wird sich niederlegen und ach, ja!“

Der Moosbrunner hatte einmal im Gespräch mit Kilian diesen Punkt berührt und ihm gesagt, er solle für seine Frau etwas Schriftliches aufsetzen lassen; da war er aber an den Unrechten geraten! Der alte, rauhe ‚Höllenjunker‘ hörte nicht gern auf seinen möglichen Tod anspielen und ließ durchblicken, daß er gedente, die Salome ein hübsches Stückchen zu überleben. „Du kommst mir ‚g’pässig‘ vor, Wettermann! Schaut mir etwa der Tod schon aus den Augen? Du meinst wohl, ich habe es eilig, den schwarzen Holzfrack anzuziehen und freust dich schon auf mein Leichenmahl! Hab’ Geduld! Ich meine es schon in der ‚Hell‘ auszuhalten, bis du in Moosbrunn die Augen zumachst! Und was die Salome anbetrifft, so hat sie bis jetzt noch nie am Hungertuch nagen müssen! Sorg’ du für deine Frau und laß mich für meine sorgen! Poß Kreuz und Hagel, einem so zu kommen!“ Von jenem Tage an war der Moosbrunner in der ‚Hell‘ in Ungnade.

„Willst du beim Stöffli bleiben, oder nach Niederwyl zu Mädi ziehen?“ fragte der Wetter die Salome wieder.

„Der Stöffli würde mich nicht gehen lassen, wie könnt’ er auch?“ erwiderte sie, „er weiß wohl, daß man mit eigenen Leuten besser fährt, als mit fremden, und ist man auch nur eine alte Frau. Und dann“, fuhr sie langsam fort, „wär’s recht von mir, ihn jetzt im Stiche zu lassen, da er mich am besten brauchen kann? Ich habe nun bald 40 Jahre in der ‚Hell‘ gelebt und meine drin die Augen zu schließen.“

„Kommt ihr auch ordentlich aus miteinander? Meinst du, es werde auf die Dauer gehen?“

Salome schritt wortlos weiter, um zu überlegen, ob sie den Wetter in ihre häuslichen Verhältnisse solle blicken lassen oder nicht. Als sie mit sich im Reinen war, stand sie still und sagte: „Es wird gehen, wie es muß! Gegen Stöffli habe ich nichts, der ist immer gegen mich gewesen, wie’s der Brauch ist und wird, will’s Gott, nicht vergessen, daß ich seine Mutter bin. Er poltert und fauftet zwar gern, auch wo es nichts nützt, aber daran bin ich gewöhnt, er hat das vom Kilian selig; und war er in letzter Zeit noch grob-hölziger als sonst, so war der Meiti daran schuld, weil er bis auf seinen letzten Tag alles allein regieren wollte und jedesmal fast den Himmel herunterstuchte, wenn der Stöffli verlangte, er solle ihm den Hof übergeben. Nun aber wird er schon zufrieden sein, er hat ja jetzt, was er wollte. Schaffen thut er wie ein Aß, das muß man ihm lassen, und lieberlich ist er auch nicht. Nein,“ fügte sie nach einer Weile hinzu, „gegen den



Stöffli möchte ich nichts gesagt haben, wenn er nur die rechte Frau hätte! Aber sie ist, was sie ist, und er geht unter ihrem Riemen."

"Was gibt denn die Dorothe zu klagen?"

Wieder besann sich die Alte und sagte dann: "Ich mag nicht reden, sie ist, was sie ist!" Sprach's und versuchte einen rascheren Schritt anzuschlagen, wie um vor den Fragen des Betters zu fliehen. Der Moosbrunner vernahm hinter sich Mädchens Schritte und mit den tröstlichen Worten: "Ja, ja, Salome, es raucht halt in jeder Küche!" brach er das Gespräch ab.

Als die drei in der „Hell“ anlangten, waren die Gäste schon drinnen in der Stube und löschten sich den dringlichsten Durst. Aus dem Hausgang trat eben Dorothe mit einem Messer in der Hand, mit dem sie im nahen Gärtchen Schnittlauch für die Suppe abschneiden wollte.

Es war eine kleine, aber stark gebaute Person mit viereckigem Kopfe. In dem breiten, knochigen Gesichte stak eine winzige Nase wie ein spitzes, boshaftes Hörnchen; zum Schnäuzen schien es fast zu klein und doch hätte man es gerne ganz vermisst. Dorothe hatte vom Herdfeuer gerötete Backen, ein Ärmel der Jacke war weit zurückgestreift und der eine Zipfel der graulichen Schürze oben am Band befestigt. Wie sie die Kommenden sah, schwenkte sie von der geraden Richtung ab und kam auf sie zu; dabei rieb sie sich gewohnheitsmäßig die rechte Hand an der Schürze, als wäre etwas Unrechtes daran gewesen. Sie begrüßte den Better und die Schwägerin freundlich, entschuldigte ihren „Aufzug“, sagend, es müsse eben auch jemand den Küchentrottel machen. Darauf fragte sie, ob in Moosbrunn und Niederwyl das Korn schön in den Aeckern stehe und schloß die Unterhaltung mit den Worten: „Ihr könnt euch denken, wie unzeitig uns der Vater bettlägerig wurde und starb! Wär's ein paar Wochen früher oder später gewesen, es hätte so viel nicht ausgemacht! Aber nein, er mußte es gerade auf die Erntezeit richten, wo wir der Arbeit nie genug wehren können. Ich darf nicht sagen, wie er uns in Rückstand gebracht hat! Aber geht jetzt hinein und nehmt etwas auf den Zahn!"

Sie ging nach ihrem Schnittlauch, die drei andern warfen sich flüchtige Blicke zu und traten ins Haus.

Salome zog ihre Sonntagnachmittagsjacke an und machte sich in der Küche zu schaffen, während Dorothe die Speisen auftrug und von Hand zu Hand gehen ließ. Ihr Mittagsmahl nahm die Alte draußen am Küchentischchen in einem müßigen Augenblicke.

Nach drei Uhr tönte aus der Stube ein großes Stuhlrücken: die Gäste, die über ihren Appetit gegessen hatten, erhoben sich, um sich etwas Bewegung zu geben. Die Weiber stellten sich draußen am Gartenzaun auf und ließen ihre Zungen gehen, die in der Stube nicht zu ihrem Rechte gekommen waren; die Männer dagegen stolperten über die „Hofreite“ dem Stalle zu, mit ihren vom langen Sitzen steif gewordenen Beinen. Stöffli

öffnete die Stallthüre, stellte sich an den Eingang und spitzte die Ohren, ob auch jeder sein „G'se Gott" ¹⁾ murmelte: das Vieh war nun sein eigen, trage ihm keiner einen Fluch oder gottlosen Wunsch in den Stall! Erst als alle an ihm vorbeigegangen waren, verließ er seinen Standort, um den Verwandten die Vorzüge seiner Kühe und Kälber auseinanderzusetzen, und der neue „Höllensjuncker“ fand dabei fast zärtliche Worte. Viel Liebes und Schönes hatte er besonders von der vordersten Kuh, dem „Spiegel“, zu berichten: „Sie hat Tugenden, die würden einer Kanzel gut anstehen und Verstand, es könnte ein Pfarrer seinen Cylinderhut und ein Schulmeister sein Käpplein darauf setzen“

Als die sechs oder sieben Stück Vieh teilnehmend gemustert und betupft waren, wie man es konnte, ohne die schwarzen Kleider, die man in Ehren hält, zu befudeln, sagte Kümmerli, Stöffli's Schwager: „Ja, das muß man sagen, du hast einen hübschen Wert im Stall, die „Hell“ ist ein Goldgrübchen, das sieht man dem Vieh an.“

Stöffli drehte sich um, heftete die grauen Augen auf den Schwager und fragte: „Was meinst du damit?"

„Was sollte ich meinen? Man darf doch sagen, dein Vieh sei etwas wert, nicht? das Gegenteil wäre dir wohl auch nicht lieb!"

„Sagen darf man's freilich, aber man soll dabei etwas anderes denken, als du, nämlich, daß der Stöffli mit seinen eigenen Händen etwas aus dem Stalle gemacht hat. Verstehst du mich?"

„Ja, ja!" erwiderte Kümmerli und ging hinaus.

Stöffli sah ihm mit bösen Augen nach und wendete sich halblaut an den Moosbrunner: „Der Blutsauger will schon am Leichenmahl erben und mir meine Sache vorrechnen! Er nehme sich wohl in Acht! Will mir solch ein Tropf das Blut unter den Nägeln hervorholen, so weiß ich, daß ich aus den Fingern eine Faust zu machen habe!"

Der Moosbrunner entgegnete nichts, dachte aber: „Da sieht man wieder, wie die Freundschaft zerreißt, wenn man eine Erbschaft daran hängt, mag die noch so leicht sein! Es soll mich wundern, wenn die zwei keinen Stecken oder Knüttel brauchen, um ihr Sächlein zu teilen.“

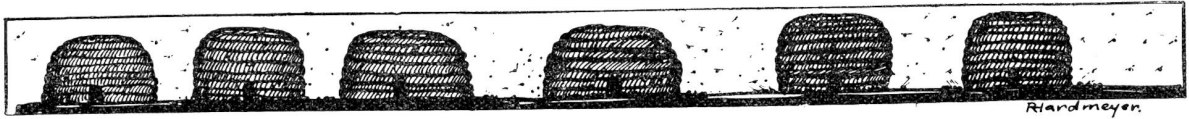
Unterdessen hatten Salome und Dorothe in der Stube den Tisch abgeräumt und Gläser und Flaschen durch Tassen und Kannen ersetzt. Es war Brauch, nach der Hauptmahlzeit noch Kaffee zu trinken, zur Erleichterung des Magens und des Kopfes. Als Stöffli, durch die Bemerkung des Schwagers in ungemütliche Laune versetzt, mit seinen Gästen wieder eintrat und das veränderte Aussehen des Tisches wahrte, schaute er drein wie eine Schneewolke; denn wenn er in Weinlaune war, that der „Weibertrost“, wie er den Kaffee nannte, ihm auf der Zunge nicht wohl.

„Kaffee?" sagte er: „Käffeln und Täfeln mag das

¹⁾ Geseget es Gott.



„Gib uns heute unser täglich Brot!“
Originalzeichnung von J. Rudz, (Schwanen) Paris.



Weißvolk und — der Kümmerli dort! Ich aber will noch eins schöpeln und lödeln¹⁾ und wer mitthun will, der setze sich her zu mir!"

Der Schwager, der eher für das Schöpfeln als für das Käffeln eingerichtet war, wurde rot vor Zorn, verbiß aber die harten Worte, die sich ihm auf die Zunge drängten. Statt seiner antwortete Salome, die nun ihre schwarze Jacke wieder angezogen hatte und nach der Arbeit sich zu den Gästen setzen wollte, um mit ihnen die Verwandtschaft und Freundschaft aufzufrischen. „Aber da nun einmal der Kaffee bereitet ist“, sagte sie, „könntest du wohl eine Tasse mit uns trinken, Stöffli, er thut einem wohl nach dem Essen und langen Sitzen.“

„Trink' du ihn meinetwegen! Und was zu viel ist, das nehmen die Schweine, die sollen auch einmal wissen, was für ein Wohlleben man hat bei ‚Weibertrost‘ und Küchenwasser!“

Die Bauern lachten, die alte Salome aber erwiderte ernst: „Dir thäte der Kaffee jetzt besser, als den Schweinen, das merkt man an deinem Reden! Trink' mit den Bettern eine Tasse, nachher kannst du ja immer noch Wein trinken, wenn du meinst, es sei nötig!“

Nun brach Stöffli los: „Da soll doch gleich das Donnerwetter dreinfahren! Wer ist denn jetzt Meister im Haus? Du oder ich? Ich will Wein, sag' ich! Wein! Dorothe, wo bist du? Da ist die Flasche und der Schlüffel, geh' in den Keller und bring' Wein und zwar aus dem ‚Stegenfäschen!‘²⁾ Kommt ihr Bettern, und setzt euch! Wir wollen uns doch nicht von den Weibern vogten³⁾ lassen.“

Einer der Gäste ließ sich bei ihm nieder und meinte: „Ich halte es mit dir: das Wasser, das aus dem Holz kommt, ist allewege das beste!“ Die andern folgten dem Beispiel, auch einige Frauen: der Kaffee machte einem den Kopf heiß; der Wein aber, frisch aus dem Keller geholt, kühlte einem die Leber wunderbar ab.

Salome, durch den Ton und die Worte ihres Sohnes gekränkt, schlich sich unmerklich in die Küche hinaus; von dem Kaffee, den sie aus lauter Bohnen bereitet hatte, mochte sie nun auch nicht trinken, und doch hatte sie sich beinahe darauf gefreut. Wehmütige Gedanken stiegen in ihr auf und sie murmelte vor sich hin: „Wenn er mich nun fortan so behandeln will, so wäre mir am besten, ich läge im Kirchhof neben dem Kilian.“ Um der düsteren Gefühle ledig zu werden, sah sie nach, was von dem Rindfleisch und dem Schinken übrig geblieben war und rüstete für die Verwandten den „B'haltis“. Es ist nämlich in Altenau ein alter Brauch, nach einem Freuden- oder Trauermahl den Gästen von dem, was man ihnen vorsetzte, etwas für ihre Angehörigen mit nach Hause zu geben, womit man bedeuten will, daß man die Gastfreundschaft nicht nur einzelnen Gliedern

¹⁾ wacker zechen.

²⁾ Im Stegenfäschen, so genannt, weil es sich unter der Kellertreppe befindet, bewahrt der Bauer ein kleines Quantum des besten Weines, den er pflanzt, für festliche Anlässe auf.

³⁾ bevormunden.

der Verwandtschaft erweisen möchte, sondern am liebsten allen, allen. Man gibt den Scheidenden das Paketchen in die Hand mit den Worten: „So adie denn, und nehmt noch das für die andern mit, es ist uns dann fast, wir hätten sie auch zu Tische gehabt.“

Wie die alte Salome das Fleisch zurechtschnitt und es etwas unbeholfen in Zeitungen wickelte, kam Dorothe aus der Stube und trat zu ihr hin. „Was hantiert ihr da?“ fragte sie unwirsch.

„Nun, du siehst es ja, es ist nichts Schlechtes: ich mache den Leuten ihren ‚B'haltis‘ zurecht.“

„Was? Ihr seid wohl nicht recht bei Trost! An dem Fleisch hätten wir eine ganze Woche zu essen! Was euch doch immer für Nartheit durch den Kopf geht! Man würd's nicht glauben, wenn man's nicht sähe!“

„Es ist ein alter Brauch, und man soll ihn in Ehren halten.“

„Geht mir mit euern alten Bräuchen! Die gehören in die Kumpelkammer!“

„Nein, dorthin gehören sie nicht! Wie haben die Alten gesagt? ‚Ein alter Knecht und ein alter Brauch, wer die veracht't, ist ein Teufelsgauch!‘ Und sie hatten recht, drum laß mich!“

„Das wollen wir jetzt sehen!“ sagte die Sohnsfrau drohend, trat unter die Stubenthüre und rief hinein: „Du, Stöffli, komm' schnell heraus!“

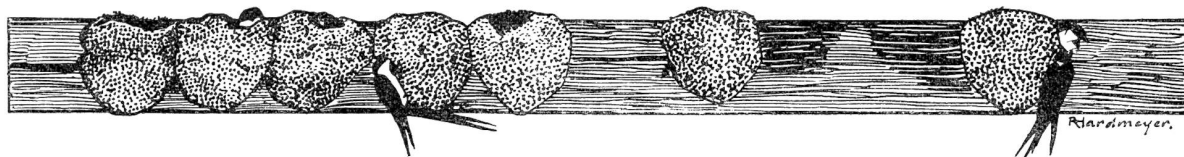
„Ist ein Hagelwetter in die Küche gefahren?“ brummte der Mann, that einen ergiebigen Zug aus dem Glase und folgte dem Rufe.

„Da sieh', was sie macht!“ belferte Dorothe, nachdem sie sorgfältig die Stubenthüre ins Schloß gezogen hatte, damit man drinnen die Unterhaltung nicht höre.

„Nun, was wird sie machen? den B'haltis! Ist das ein Hexenwerk, daß auch ich herbeistolpern muß? Ich kann ja gleich dem Sigrift sagen lassen, er solle ins ‚Gemeinwerk‘ läuten!“ Damit wollte er wieder zum Wein zurückkehren. Das runzelige Gesicht der Salome glättete sich etwas; es freute sie, daß auch Stöffli den alten Brauch als selbstverständlich betrachtete; Dorothe aber fing an zu keifen: „So, bist du auch so einer? Ich bin jetzt seit sechs Jahren in der Hell und habe lang genug zusehen müssen, wie da gedeutet und verplumpert wird! Jetzt soll es anders werden, sag' ich, oder ich laufe heute noch davon! Ich will doch einmal sehen, ob ich's in wieder sechs Jahren nicht weiter bringe, als die Alten da all ihr Leben lang!“

„Das ist schön geredet“, sagte Salome, in ihrer Arbeit innehaltend und ihre Schwiegertochter seltsam ansehend, „das ist schön geredet am heutigen Tag! Ich meine, der Kilian und ich haben unser Lebtag nie gelernt, wie man die Hände in den Schoß legt, und nun kommst du mir so! Könnt's der Letti hören, er würd' sich im Grab umdrehen! Von dir mußte ich weder arbeiten noch sparen lernen, und was man dir etwa abgucken könnte, das mag dir jemand anders nachmachen, ich nicht.“

„Hörst du, Stöffli, wie sie mit mir umgeht, und du stehst



da wie ein Delgög! Ein anderer hätte ihr das Maul schon lange verriegelt! Zu was bin ich in das Haus gekommen? Um Zeit meines Lebens ein Schuhhader zu sein! Das Leben hab' ich satt bis da hinauf!"

"Neb' nicht so laut", raunte ihr Stöffli zu, "man hört dich ja drinnen!"

"Das gilt mir gleich viel!" gröhnte das Weib, "dir aber sag' ich das: du kannst es halten, wie du willst; gib der Alten recht oder mir, wie du willst! Du kannst jagen, sie sei Meisterin fortan, oder ich, wie du willst! Aber beim teuren Eid schnüre ich mein Bündel, wenn ich mich ducken soll! So lang der Kilian lebte, mußte alles nach seiner Geige tanzen, und nun er Luft gemacht hat, soll ich hüpfen, wie mich die da mit dem Ellbogen stößt! Dazu bin ich nicht geschaffen! Ich hab's nun sechs Jahre lang ausgehalten, jetzt ist mir die Langmut gerissen und zusammenknöpfen mag sie, wer will! Du aber, Stöffli, bist ein 'Löhl', sonst wär's nicht so lange gegangen! Dir ist eben nur wohl, wenn dir einer die Nase mit dem Geißelstecken reibt! du bist ein 'Löhl', sag' ich dir, und wer deine Frau ist, der mög' sich Gott erbarmen!"

Sie hatte das mit giftigen Augen und zorngerötetem Gesicht gesagt; ihr Gezeter war wie ein Trommelwirbel, und wie Trommelschlägel warf sie die Arme in die Luft; auch stampfte sie mit den Füßen, wo es ihr etwa nötig schien. Jetzt aber, wie sie das 'mög' sich Gott erbarmen' über sich selber geschrien hatte, kam das Glend über sie: erschüttert griff sie nach dem Schürzenzipfel, hielt ihn sich vor das Gesicht und schluchzte wie die mißhandelte Unschuld.

Die Rede seiner Frau und nun noch ihre Thränen erregten in Stöffli einen Sturm von Wut, und die Luft kam über ihn, sich einmal gottlos auszutoben. Dorothe hatte ausgesprochen, was sie sich in den sechs Jahren in der dunkeln Kammer fast täglich zugeflüstert hatten. Oh, wie viel Grimm hatte Stöffli in der langen Zeit hinweggewürgt! Wie oft hatte ihn seine Frau aufgeheßt, dem Metti das Nest aus der Hand zu winden, und wie oft hatte er unter dem Willen des Alten sich knirschend gebeugt und ohnmächtig die Hand geballt. Kilian hatte eben den härtern Kopf von den beiden, selbst auf den Totenbette noch: er war wie eine Mauerecke, an der man zerschellt, wenn man nicht ausbiegt. Bei jedem Zank mußte Stöffli fürchten, wie ein Knecht oder ein Bettler oder ein fremder Hund vom Hofe gejagt zu werden.

Nun war das gottlob vorbei! Aber die Wut steckte ihm noch im Blute und kochte nun und schäumte über. Dazu kam das Wort 'Löhl', das ihm Dorothe mit schlauer Berechnung ins Gesicht geschleudert hatte: sie wußte wohl, daß es wirken würde, wie ein Funke in einem Pulverfaß. Er hatte sich heimlich mehr als ein Mal gesagt: "Dem Alten gegenüber bist du nur ein Paffe!" Aber es ist etwas anderes, sich eine Wahrheit selber zu sagen, und etwas anderes, sie aus fremdem Munde zu hören: Dorothes 'Löhl' traf ihn wie eine

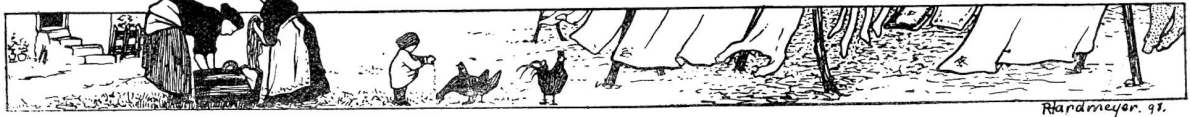
Ohrfeige. Er stellte sich vor Salome hin, erhob die Fäuste und polterte gegen sie, als wäre all sein Ungemach von ihr gekommen, und des Vaters verhaßter Tyrannengeist in sie gefahren; und doch war sie ihm immer eine treue Mutter gewesen, und, soweit er zurückdenken konnte, der gute, versöhnliche Geist der 'Hell'. Das vergaß er nun. "Dorothe hat recht," rief er, "es soll nun anders werden in unserm Haus. Merke dir das: ich will kein Knecht mehr sein, und meine Frau ist nimmer deine Magd! Kreuz und Hagel auch! Ich bin 38 Jahre alt und sie nicht viel minder, und keines soll etwas zu sagen haben? Ja, schau' mich nur an! Wenn den Alten der Verstand fehlt, selber abzudanken, so haben die Jungen, gottlob! die stärkern Hände! Wer am meisten schafft, soll auch am meisten zu befehlen haben, und wem's so nicht recht ist, der klopf die Schuhe! Pack' das Fleisch wieder aus! Wollen die Freßbäuche einen 'Bhaltis' nach Hause tragen, so mögen sie ihn beim Löwenwirt in Altenau kaufen; ich bin kein Herr, der das ganze Land mästen mag! Dir aber, Dorothe, sag' ich das: Laß mir das Wort 'Löhl' nicht mehr von der Zunge, wenn ich's hören könnte! Es möchte dir sonst etwas in die Zähne fahren!"

Damit ging er und trat wieder in die Stube. Dorothe, nachdem sie sich die Augen mit kaltem Wasser gewaschen hatte, machte sich daran, das Fleisch aus dem Papier zu wickeln und sagte zu Salome, um sie ihren Sieg fühlen zu lassen: "Habt ihr's jetzt gesehen? hä?"

Die Alte, ohne ein Wort zu erwidern, ging der Thüre zu, die ins Freie führte; es drückte ihr schier das Herz ab. So mußte es zugehen an Kilians Verdrigung!

Hinter dem Hause unter dem Apfelbaum stand ein großer Korb und drin lag Stöffis Jüngster, ein Knäblein von einem Jahr. Der schrie kläglich, wand sich in den Windeln und war ganz blau im Gesicht. David und Gritli, die beiden ältern Geschwister, hätten Hansli hüten sollen, waren aber davongelaufen und gafften nun vor dem Hause mit neugierigen Gesichtern durch die offenen Fenster in die Stube, lachten, wenn die Bettern und Basen lachten, klopfen sich auf die Schultern, leckten sich die Lippen, grübelten in den Zähnen — alles, wie sie es drinnen sahen.

Salome hob Hansli aus dem Korbe, wickelte ihn sauber ein und ging dann mit ihm her und hin, ihn auf den Armen wiegend und geschweigend. Es ging nicht lange, da waren die blauen Neuglein des Kleinen auch schon trocken und nun lächelte er gar zu ihr hinauf. Ihr gutes runzeliges Gesicht vermochte das liebe Lächeln nicht zu erwidern, zum ersten Mal nicht: es war der armen Salome unselig weh. Und da sie nicht lächeln konnte, drückte sie das Knäblein an ihre Brust, fest, innig, zum Dank für das bißchen Erkenntlichkeit und Liebe. Hansli fühlte, daß das Drücken nicht böse gemeint war, sein Lächeln ward herzhafter, sein Mündchen öffnete sich und die Neuglein glänzten.



Hartmeyer. 91.

Derweil waren die Gäste in der Stube unruhig geworden; sie sprachen von der Heimkehr: einige Noten des Konzertes, das Stöffli und Dorothe in der Küche gegeben hatten, waren durch die Fugen der Thüre eingedrungen und hatten die Behaglichkeit gestört. Die Bettern zogen die Röcke, die sie während der Arbeit ausgezogen hatten, wieder an, suchten ihre Cylinderhüte, glätteten sie mit der Hand oder dem Ärmel und klaubten dann aus dem Geldtäschchen ein Silbermünzchen heraus, einen Franken oder auch nur einen halben, je nachdem ihnen der Sieg über den Geiz ganz oder nur halb gelang. Das weiße Scheibchen drückten sie Dorothe, als der Köchin, beim Abschiednehmen in die Hand. So ist es Brauch. Es fiel ihnen auf, daß der Gegenbrauch, der Bhaltis, vergessen wurde, und sie gingen mit unruhigen Gedanken von dannen, und einer sagte zum andern: „Diesmal kann man nicht sagen: Was nicht in den Bauch mag, das mag in den Sack!“ Indessen trösteten sich die meisten leicht, denn bei ruhiger Ueberlegung mußten sie sich sagen, daß sie ihr redlich Teil an Speise und Trank mit sich forttrugen: das merkten sie an den gespannten Westen und am Gange: mancher hatte sich an dem heißen Erntetag ein Fuderchen geladen, das ihm nun fast zu schwer war, so daß er fürchten mußte, der Wagen könnte in einem Graben zu Schaden und Schanden kommen.

Als der Moosbrummer Abschied nahm, fragte er: „Aber wo ist die Mutter Salome all die Zeit? Ich habe den ganzen Nachmittag kein Wörtchen mit ihr geplaudert!“

„Ich weiß es nicht, Better“, erwiderte Dorothe, „sie ist eben manchmal etwas wunderlich und geht dann ihre eigenen Wege. Ein alter Handschuh bessert sich eben nicht mehr! Das wißt ihr ja schon.“

„Ja, es ist wahr, ich bin grad so alt wie sie,“ meinte er, entnahm seinem Geldtäschchen einen halben Franken und legte ihn in Dorotheas Hände. So wenig hatte er noch keiner Köchin gegeben.

Wie er der HELL den Rücken wendete und den Fußweg einschlug, der hinauf zu seinem Heimwesen führte, trat Salome hinter der Scheune hervor, das Knäblein auf den Armen, und rief dem Better nach: „Ich muß dir doch noch ‚Abie‘ sagen! Hat auch jedermann seine Sache recht bekommen heute?“

Er sagte, es sei alles recht und reichlich gewesen, sie hätten es sich nur zu viel kosten lassen.

„Wir haben’s gegeben, wie wir es können und verstehen,“ sagte sie, „aber eins ist mir leid, ich kann dir nicht sagen, wie, und könnte schreien¹⁾ darüber: wir haben den Verwandten keinen ‚Bhaltis‘ mitgeben können! Trag’ es uns doch nicht nach, Better! Wir haben zu wenig Schinken gesotten, das ist meine Schuld, ich habe es eben nicht recht überlegt. Sei so gut, zu Hause zu sagen, wie es mir leid thue, sei so gut.“

„Mache Dir keine unnützen Gedanken, Base, wer hängt denn an einem Stückchen Fleisch! Daß du uns

allen gern einen ‚Bhaltis‘ gegönnt hättest, glauben wir dir schon! Leb’ wohl, bleib’ gesund und hab’ gute Zeit!“

„Danke, Better, es wird gehen, wie es muß!“

Sie sah ihm nach, wie er davonging, und versank in Sinnen: „Es wird gehen, wie es muß und so lange es muß. Der Kilian hat es jetzt gut.“

Die Stube hatte sich allmählich geleert. Salome packte Hansli in den Korb, hob diesen auf und trug ihn ins Haus, nicht ohne Mühe. Als sie durch die Küche schritt, hörte sie, daß in der Stube laut und eifrig gesprochen wurde: Dorothea redete auf ihren Mann ein. Salome ahnte, daß über sie verhandelt werde, stellte den Korb ab und legte das Ohr an die Thüre. Sie hatte dabei keine Gewissensbisse: der offene Krieg war in der HELL erklärt, und die Schicklichkeit hatte das Hausrecht verloren.

„Es muß einmal sein!“ tönte es aus der Stube. „Der Kübel ist jetzt umgeschüttet, darum geben wir ihm noch einen Tritt, daß er uns aus dem Weg rolle! Ich habe den Hader begonnen, führ’ du ihn zum guten End! Mach’ doch ein ander Gesicht! Ich glaube, du hast immer noch Angst, sie könnte dir die Rute zeigen!“

„Rein, es ist nicht das,“ sagte Stöffli, „aber es sieht so ‚g’pässig‘ aus, wenn wir sie an dem Tage austreiben, da wir den Ketti aus dem Hause getragen haben. Wir müssen ein paar Wochen warten. Vernimmt man’s im Dorfe, so singt man uns wieder das ‚Satanslied‘ und du kannst keinen Fuß vor die Hausthüre setzen, ohne daß es übers Feld tönt:

Wie machen’s denn die Satane?

So machen sie’s — — —

Rein, Dorothe, wir haben eine Zeit lang Ruhe gehabt vor dem Spott, ich mag ihn nicht wieder.“

„Sie mögen singen, bis sie heiser sind! Ich pfeife dazu! Du aber, Stöffli, bist ein Held! Ja, ein rechter Held! Wenn man dich sieht, meint man, du möchtest mit deinem Kopfe Mauern einrennen, und wenn es drauf und dran geht, so bist du blöder, als ein Hühnerer! Heute muß es sein! Es ist sechs Uhr, die Zeit reicht gerade noch. Geschieht’s jetzt nicht, so geschieht’s vor dem Herbst nimmer!“

„Ich mag es ihr nicht sagen, ich habe ihr heute schon mehr gesagt, als mir lieb ist.“

„Du willst nicht? So thu’ ich’s! Man würde bei Gott meinen, sie sei aus Glas und möchte nicht einmal das Anrühren vertragen!“

In dem Augenblick fing Hansli in seinem Korb zu weinen an; die Stille, die in der Küche herrschte, mochte ihm unheimlich geworden sein. In der Stube verstummte das Gespräch. Salome hatte eben den Korb wieder aufgehoben, als die Thüre aufging und Dorothe herausfuhr.

„Was schafft ihr da? Gebt mir den Korb und geht in die Kammer hinauf. Ihr müßt sie ausräumen: wir ziehen heute in die Vorderkammer und ihr in die hintere. Es ist überall Brauch, daß die Meistersteute

¹⁾ weinen.



Fronleichnamsprozession in Appenzel.

Appenzel von Carl Liner, St. Gallen.

vorn hinaus schlafen! Der Verstand hätte euch von selber kommen sollen!"

Sprach's, ergriff den Korb mit dem Knäblein und verschwand wieder durch die Thüre.

Die Alte stand da wie von einem Schlage betäubt; es ging eine Weile, bis ihr die barschen Worte der Sohnsfrau ganz klar waren. „Was ist in sie gefahren, daß sie mir an diesem Tage so viel Leides anthun muß?“ klagte sie leis und stieg dann langsam die Treppe empor, in ihre Kammer.

Fast vierzig Jahre lang, seit ihrem Hochzeitstage, war es ihre Kammer gewesen; der Raum hatte sich in all der Zeit wenig verändert: dort das Fensterchen mit den Butzenseiben, den dunklen Bleiringen und den Eisenstäbchen, die quer darüber liefen. Einige Scheiben waren im Lauf der Jahre farbig geworden, bläulich und rötlich und grünlich; andere waren hinausgefallen, und Salome hatte die Oeffnungen mit Papier überklebt, aus Sparsamkeit. An zwei gegenüberliegenden Wänden, dort neben dem Fensterchen, hier neben der Thüre, standen die braunen, geräumigen Kästen, der ihrige und Kilians. Auf dem einen lag ein Cylinderhut in einer schadhaften Schachtel und daneben standen einige Arzneifläschchen, fast ganz mit dunklem Safte gefüllt: Kilian hatte das Zeug nicht nehmen wollen. Auf dem andern lagen Reliquien aus längst vergangenen Jahren, an Mutterfreude und viel, viel Mutterleid gemahnend: einige Wiegenbogen, ein paar winzige Kinderschuhe, alt, alt, und doch vielleicht nicht zweimal getragen, und dahinter zwei verwitterte Kreuzchen, die lange Jahre auf dem Kirchhof gestanden hatten, bis sie einst der Wind umwehte oder der Schnee brach

Auf einer andern Wand die Kommode, ein altes Erbstück aus Nußbaumholz mit Messingbeschlag; das war die ehrwürdige Apotheke der Hell: die barg einen Adlerstein, der sich von Geschlechte zu Geschlecht vererbt hatte und viel wunderfame Tugenden besaß, so gegen schwere Geburten, bösen Leibschaten und die fallende Sucht. Da wurden ferner in großen, löcherigen Papiertüten kräftige Kräuter, Blüten und Wurzeln aufbewahrt, Ysop, Kamille und Eibisch, Melisse, Lindenblüte und Schellwurz, und die alte Salome verstand es, daraus Thee und guten Trank zu bereiten, für Mensch und Vieh

Oben liefen über den Raum drei dunkle Balken, welche die Decke trugen. Am mittleren klebte ein Schwalbennest; ein Brettchen war darunter angenagelt, der Reinlichkeit halber. Jetzt war das Nest ausgestorben: als es mit Kilian zu Ende ging und der Tod in das Haus zog, hatte das Schwalbenpaar die Kammer und die Brut verlassen; die fünf Jungen aber lagen noch oben, starr, verhungert: wie der Tod mit dem Kilian fertig war, hatte er auch ihrer gedacht und einen Blick ins Nest geworfen

Wo an den Wänden Raum war, ragten Nägel heraus; daran hingen Salomes Werktagskleider und vorn, neben dem Fensterchen, Kilians Hosen, so wie er sie hingehängt hatte an dem Abend, da er sich nach langem Sträuben und Kämpfen zum Sterben niedergelegt . . .

Mitten unter diesen bescheidenen Dingen stand das Doppelbett. Salome hatte am Tage zuvor den Strohsack frisch gefüllt und das Bettzeug erneuert. Auch hatte

sie in einer alten Pfanne Zwiebelschalen und Wachholderbeeren verbrannt, um den Totengeruch zu vertreiben. Der Rauch füllte jetzt noch den Raum und gab den Abendsonnenstrahlen, die spärlich eindrangten, einen bläulichen Schimmer.

Das war ihre Kammer und nun wurde sie daraus vertrieben, wie ein Wild aus seinem Bau, roh, herzlos, am Begräbnistage ihres Mannes. Sie konnte es nicht fassen: die Kammer war ja ihr Leben, ihre Welt, ein Stück von ihrer Seele; sie verstand das nicht, aber sie fühlte es. Was hatte sie in diesen vier Wänden in vierzig Jahren durchgemacht!

Da drin lebte noch die Erinnerung an ein kurzes Liebesglück, seltsam, wie aus einer fremden, weniger rauhen Welt stammend, ein Gedenken, von dem sie nicht mehr wußte, ob es auf Wahrheit oder Trug beruhte, das ihr fast vorkam wie ein Märchentraum, der einem lang, lange nachgeht und den man immer weniger versteht und deuten kann.

Da drin hatte sie unter unsäglichem Weh ihre Kinder geboren, vier, zwei Tanzpärchen, wie sie sich einst im Mutterglücke rühmte. Hier, hart am Bette, stand die Wiege, in der sie die kleinen Wesen bettete, und aus der eines das andere je nach zwei Jahren verdrängte. Da hatte sie sie gestillt an der Mutterbrust, und als sie plaudern konnten, hatte sie ihnen die Gebetlein, die sie aus der eigenen Jugend behalten, vorgemurmelt, bis sie ihnen vom Zünglein gingen, ohne daß sie denken mußten. Hier auch hatte sie neben ihnen gewacht in langen, bangen Nächten, als ihnen das Fieber die Backlein rot färbte und die Lippen trocken brannte. Ach, in ihren Armen waren ihr zwei verschieden, in der nämlichen Woche, vom Scharlach dahingerafft. So werden Kornhalme zuweilen von den Schloßen geknickt, ehe die Aehren nur geblüht haben. Damals hatte sie mit dem Himmel gerechnet und Gott gezürnt und dann geweint und geweint, bis die Zeit unmerklich die Wunden ihres Herzens heilte. Und als lange hernach unten im Kirchhof die Kreuzlein umsanken, hatte sie sie geholt und auf den Kasten gelegt

Auch den Kilian hatte sie hier gepflegt, in jungen Jahren, als er vom Nußbaum gefallen war, in der Zeit, da er noch weniger rauh und eckig und zu ihr manchmal fast lieb war. Sie hatte damals mehr gelitten als er. Und dann zuletzt wieder, als er zusehends schwächer wurde, ohne daß man wußte, wo das Uebel hauste, und er am letzten Tage selbst die Hoffnung auf Genesung noch nicht aufgab

Sie selbst lag auch einmal tief im Bette, nachdem sie dem jüngsten ihrer Kinder das Leben geschenkt. Der Arzt hatte sie aufgegeben. Da dachte sie nicht an sich selber, nur an die Kleinen: „Was wird aus ihnen werden, wenn ich nicht mehr bin? Der Kilian weiß nicht, was Kinder sind, und eine Fremde . . . Herrgott im Himmel, laß mich nur leben, bis sie erwachsen sind und ihr Brot verdienen können, dann will ich gern sterben . . .“ Sie genas; zwei von ihren Kindern wurden stark und groß, und jetzt? Ja, wenn sie jetzt nur sterben könnte, es wäre nun wohl an der Zeit für sie

In der Küche wurde es laut; die Treppe herauf kamen stürmische Schritte und verloren sich in der Hinter-

Kammer, und schon dröhnten Hammerschläge durch das Haus: Stöffi und Dorothe räumten ihr Gemach aus, um ihren Umzug in die Vorderkammer zu halten.

Als sie Bett und Kästen zerlegt hatten, kamen sie polternd über den Gang und drangen in Salomes Kammer ein; David und Gritli folgten ihnen neugierig, nicht wissend, was das seltsame Hantieren zu bedeuten habe. Salome hatte noch nichts angerührt, hatte es nicht vermocht, und wie Stöffis vorgeneigter Kopf unter der Thüre erschien, stellte sie sich unwillkürlich vor das Bett und hielt dem Sohne abwehrend die Arme entgegen, um ihr Allerheiligstes vor rohen Händen zu schützen. Stöffi sah die flehentliche Bewegung nicht einmal. „Was hast du all die Zeit gethan? Nichts?“ brummte er und warf Bettdecke und Kissen, Pflüß und Strohsack auf den Boden, wie sich's traf, und hob die Bretter des Gestelles aus ihren Fugen. Dorothe, die ihn mit geschickten Reden in solchen Eifer gebracht hatte, half ihm getreulich, Stück um Stück in die Hinterkammer schleppen, alles, bis auf die Apotheke und Kilians Kasten: die gehörten nach altem Recht in die Meisterkammer. Dann trugen die beiden ihre eigenen Habseligkeiten herein und richteten sich ein.

Es war Salome erst, sie habe einen wüsten Traum und brauche sich nur zu rütteln, um der Qual ledig zu werden. Wie eine Betrunkene wankte sie in ihre neue Kammer und sah sich lange darin um: alles lag drunter und drüber, als hätte ein fremdes Kriegsvolk in dem Raume gehaust: die Bretter des Bettgestells und des Kastens, Decke, Kissen, Strohsack, ein Häufchen „Hudeln“, ihre Kleider, zwei schwarze Kreuzchen, von denen eines in Stücke gegangen war, kleine Kinderschuhe und einige Wiegenbogen, alles bunt durcheinander in einem düstern Raume, den die Abendsonne mied: Salome vermochte ihren Schmerz nicht mehr zu bemeistern, sie fand noch die Kraft, ihre Reliquien zu sammeln und sorglich in eine Ecke zu tragen, und sank dann auf dem Strohsack zusammen, barg das Gesicht in den Händen und schluchzte bitterlich.

Die Dämmerung brach herein. Stöffi und seine

Frau hatten sich vorn eingerichtet und stiegen hinab, um die Geschäfte in Scheune und Stall zu besorgen. In die Hinterkammer stürmten David und Gritli und riefen: „Großmutter, wo bleibst du so lange?“

Wie sie die Alte traurig inmitten ihrer armseligen Habe sitzen sahen, stuzten sie, musterten den Raum und empfanden Angst ob des ungemütlichen Anblickes. Gritli schmiegte sich an Salome an, zupfte sie am Arm und sagte: „Komm' heraus, Großi¹⁾, es ist da so ‚g'pässig‘, ich fürchte mich fast. Komm', Großi!“

Salome erhob sich und stieg mit den Kindern in die Küche hinab, um Milch zu siedeln und Kartoffeln zu rösten, wie sie jeden Abend that. Als nach dem Nachtessen Stöffi auf der Bank vor dem mächtigen Kachelofen Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte und sich ansah, sein Lager oben in der Meisterkammer aufzusuchen, wollte ihm Salome jagen: „Mein Bett ist noch nicht aufgerichtet, ich kann es nicht allein besorgen.“ Aber sie überwand sich und dachte: „Wenn er den Verstand nicht selber hat, so mag es bleiben, wie es ist: ich thu' ihm heute keine Ehre an!“

Stöffi verschwand und bald nachher auch Dorothe, ohne ‚Gute Nacht‘ zu sagen. Die Alte wusch Teller und Becken und stieg dann selber schweren Herzens die Treppe hinauf. Oben blieb sie einen Augenblick stehen und sah nach der Thüre, durch die sie fast vierzig Jahre lang zur Nachtruhe eingegangen war. Unterdrückte Stimmen drangen an ihr Ohr: Dorothea mochte Stöffi ihre Zukunftspläne herunterzählen. Das Gemurmel that Salome weh im Herzen, sie trat in die Kammer ihrer Erniedrigung, machte sich aus den Trümmern ihres Ehebettes ein Lager zurecht, so gut es ging, und legte sich nieder. Ihr Abendgebet, das sie seit ihrer Kindheit nie vergessen hatte, kam ihr nicht in den Sinn, sie hatte an zu viel anderes zu denken: an ihren Mann und sein Grab, an den verfloffenen Tag und die Zukunft. „Kilian, Kilian, siehst du, wie sie mit mir umgehen? Oh, wäre ich, wo du jetzt bist, wär' ich doch unter dem Erdboden!“

Sie schlief nicht selbige Nacht. (Fortsetzung folgt).

¹⁾ Großmutter.

⇒ Gewitterabend. ⇐

Verklärte Schönheit dieser Abendzeit!
Sei mir gesegnet, die mir Gram und Zwist
Verscheucht mit deiner klaren Seligkeit
Und meiner Seele lieb und freundlich ist!

Ich wandle wieder meinen Wiesenpfad.
Ein Regentropfen zittert dann und wann
Am jungen Gras der zweiten Jahresmahd,
Darin der Abendsonne Gold gerann.

Bülach.

Wer ahnt zur Stunde noch, wie erst die Flur
In diesem Heute doch der Sturm durchschritt
Mit einem Grauen, daß die Kreatur
Der Höhlen bebte unter seinem Tritt?

Jetzt nur der Ruhe leiser Flügelschlag!
Jetzt nur der Iris Schimmer auf den Höh'n!
O Gott, im heiligen Gewittertag,
Wie ist Dein Abend voll Vergebung schön!

F. Bopp.

